Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 3

Artikel: Die alte Nummer
Autor: Jemelin, Erika
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634495

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das erstaunliche Hochgefühl, das sich in dieser Baufreude äußerte, tat sich auch auf andern Gebieten kund. Die Aufklärung, die man so lange zurückgehalten hatte, brach mit Macht durch. Nie vorher und nachher hat Bern eine solche Fülle glanzvoller Namen aufzuweisen, die durch ihren Geist und ihre Leistungen den Durchschnitt überragten. Alle überstrahlt Albrecht Haller, der anerkannt größte Gelehrte seiner Zeit, der Bahnbrecher der deutschen klassischen Literatur. Seine mächtige Gestalt verdunkelt zu unrecht die vielen Mitbürger, die neben ihm aus dem damaligen Bern ein eigentliches Kulturzentrum schufen, das zeitweilig seinen Brennpunkt im Salon der geistvollen Julie Bondeli fand, der Freundin Rousseaus und Wielands. Dort trafen sich die Schöngeister und die Gelehrten, die beiden Tscharner und Kirchberger, Samuel Engel und Schmidt von Rossens, Tschiffeli und Sinner von Ballaigues und wie sie alle heißen. Wo früher nur einzelne sich mühsam durchringen und kaum behaupten konnten, da fand sich nun plötzlich ein fruchtbarer Nährboden, der nicht nur die Einheimischen aufwachsen ließ, sondern auch von weither Gleichstrebende anlockte und wirtschaftlich sicher stellte. So ließ sich hier der anregende Italiener de Felice nieder, gab eine italienische und eine lateinische Zeitschrift heraus, gründete die typographische Sozietät, die eine bemerkenswerte Tätigkeit entfaltete. Mit ihm rivalisierte Walthard, dessen reizende Drucke heute zu den bibliophilen Kostbarkeiten zählen, und diese Drucktätigkeit zog wiederum die Graphiker, wie Duncker und Grimm nach Bern um die reizenden Rokokobändchen auszuschmücken. Das anspruchsvollere gesellschaftliche Leben und die neue Wohnkultur rief auch die bildenden Künstler herbei. Das repräsentative Porträt wurde zum Bedürfnis, geschätzte Maler wie Huber und Handmann fanden ein ergiebiges Arbeitsfeld, das auch andere Künstler anlockte. Eine ganze Malerschule beherbergte Bern gegen Ende des Jahrhunderts. Sie pflegte nicht mehr das große Bildnis, sondern das kleine Genrebild als viel begehrten Schmuck der zierlichen Salons und als gesuchtes Reiseandenken. Die Aberli, Freudenberger und Rieter, deren Tradition von den König und Lory noch weit ins nächste Jahrhundert hinein weiter gepflegt wurde.

Als die Vorboten schwerer Zeiten sich bemerkbar machten, die Sorge um die Fortdauer des Staates auftauchte, da wich das muntere Schäferspiel ernsteren Bestrebungen, die sich in den Kreisen der ökonomischen Gesellschaft zum Nutzen einer besseren Landwirtschaft auswirkten, im politischen Institut, an dem Ith, Stapfer, Kuhn, Bonstetten und Johannes von Müller lehrten, einen neuen Geist vaterländicher Gesinnung heraufzubeschwören suchten. Vermochten sie auch den Zerfall nicht mehr aufzuhalten, so bildeten sie doch das Geschlecht aus, das nach dem Zusammenbruch des Staates die Geschicke wohlausgerüstet an die Hand nehmen konnte.

Die ernstere Geistesrichtung fand selbst im Aeußeren Stand Eingang, dessen jugendliche Mitglieder sich ernsthaft dem Studium der vaterländischen Geschichte und der Staatswissenschaft zuwandten und in ihren jährlichen Reden oratorische Leistungen hervorbrachten, die es wohl verdienten, als gedruckte Sammlung der Nachwelt den Beweis zu erbringen, daß ein neuer Geist im Anzug war. Daniel Fellenberg, der Vater des großen Erziehers, suchte in der patriotischen Gesellschaft die besseren Elemente zu sammeln und ihre Kräfte im Geiste der helvetischen Gesellschaft dem engeren Vaterland dienstbar zu machen. Ueberall regte sich das Bemühen, den drohenden Verfall des Staates durch geistige Aufklärung aufzuhalten, die starren Formen schmiegsamer zu gestalten und ihnen so zu ermöglichen, den Forderungen der neuen Zeit, die überall an den Grenzen Eintritt verlangte, so weit entgegenzukommen, daß ihr Zerschlagen nicht notwendig würde.

Es war zu spät. Nur die straffe äußere Form, das kunstreiche Gebäude des bernischen Staates, hielt die Illusion eines lebenskräftigen Gemeinwesens für oberflächliche Betrachter noch aufrecht. Vor dem traurigen Schauspiel eines inneren Zerfalles bewahrte es der Ueberfall des fremden Nachbars, der dem alten Bern zu einem dramatischen ehrenvollen Abgang von der Weltbühne verhalf.

Es ist ein glanzvolles Kapitel bernischer Geschichte, das Zeitalter der aristokratischen Familienherrschaft, ein blendender Aufstieg auf einen weithin leuchtenden Gipfel, aber auch ein Kapitel ernster Mahnungen, denen wir heute ein ganz besonders wachsames Ohr leihen müssen.

Die alte Nummer

Die kurze Geschichte einer langen Liebe.

Von Erika Jemelin

In Annemaries Augen erwacht plötzlich ein helles, junges Leuchten. Jahre, lichte und dunkle, die ihr Sein durchlebt, sind mit einem Mal von ihr gesunken, fortgeweht. Gerade so, wie wenn ein toller Frühlingswind das Himmelsblau eines sonnigen Tages von weißem Gewölk befreit.

Zarte Röte steigt in ihre schmalen Wangen, während ihre Seele versonnen dem Lächeln nachsinnt, das weich und erinnerungsfroh ihre Lippen umspielt.

Und das alles wegen einem kleinen, zerknitterten und vergilbten Fetzen Papier. Es ist gefährlich, alte Dinge, die lange Zeit dazu verdammt waren, den Schlaf des Vergessens zu träumen, ans erbarmungslose Licht zu zerren. So vieles wird wach, was man beinahe vergessen hatte; beginnt geheimnisvoll flüsternd zu erzählen von einem längst verflossenen liebesseligen Frühling, als die Welt noch voller Träume und Wünsche war.

Ja, Lenz war es gewesen, als Hannes Walder ihr das Wunder der ersten Liebe geschenkt hatte. Ein paar tiefblaue Augen im sonnverbrannten Gesicht, gute, weiche Hände, die so lieb und zärtlich übers Haar streicheln konnten und ein herzensgutes Lachen: das war Hannes gewesen. Sie hatte ihn geliebt, innig und einmalig, mit der ganzen Kraft ihres siebzehnjährigen Lebens. —

Auf Annemaries Stirn steht eine steile, grüblerische Falte. Geliebt? Kann denn eine Liebe, die so groß und herrlich war, wie die ihre, jemals enden? Bleibt sie nicht auf immer eingegraben im Herzen und kann erst auslöschen, wenn dies Herz zu schlagen aufhört?

Wie ein zauberhaftes Märchen, zu schön, um wahr zu sein, kommt ihr nun jene Zeit vor. Das ganze Glück und die Liebe eines Lebens, zusammengedrängt in kurze Monate niewieder-

kehrender Seligkeit. Aber es ist nicht weise, den Neid der Götter heraufzubeschwören. Vielleicht trug diese Liebe schon von Anfang an den Stempel der Entsagung, war gerade deshalb so unwirklich schön. Es kam der Tag, da Hannes Arme sich ein letztes Mal um ihre Schultern legten und seine Blicke sich abschiednehmend mit den ihren vermählten. Ein letzter Kuß, in dem alles lag, was sie einander gewesen, — dann kam die Leere. Ein Dasein ohne Hannes. Tage, düster und grau, erfüllt von brennendem Weh und einer Sehnsucht, die nur solche kennen, denen alles genommen worden ist. —

Annemaries Hände gleiten liebkosend über den unscheinbaren Zettel, auf dem in halb verwischten Zahlen eine Nummer steht. Außer der Erinnerung ist diese Nummer das Einzige, was ihr von Hannes geblieben ist. Beim Abschied hatte er ihr das Papier gegeben und gesagt:

„Wenn Du mir eine Freude machen willst, weißt Du, später, wenn wir beide etwas ruhiger geworden sind, so rufe mich doch einmal an. Unter dieser Nummer wirst Du mich immer erreichen können. Es wäre für mich so schön und trostreich, zu wissen, was Du immer treibst, wenigstens Deine geliebte Stimme zu hören, Annemarie —"

Nein, Annemarie hatte niemals angerufen. Immer im letzten Moment war ihr die Kraft gekommen, sich zu beherrschen und der Lockung zu widerstehen. Die Vernunft gebot ihr immer von neuem, Hannes zu vergessen und tapfer versuchte sie, mit der Vergangenheit fertig zu werden. Was es sie an Ueberwindung und Qual gekostet hatte, davon wußte nur sie.

„... Es wäre so schön und trostreich, wenigstens deine geliebte Stimme zu hören ..."

Diese verführerischen Worte hatten sie auf Schritt und Tritt begleitet, hatten lange Zeit in ihr nachgeklungen, gebetet und gefleht und hatten an der vorgetäuschten Ruhe ihres Herzens gerüttelt.

Stets trug sie den Zettel mit sich herum, für den Fall, daß sie doch einmal noch schwach würde, obschon sie die Nummer längst auswendig wußte. Jedes Mal, wenn sie bei einem Telephonautomaten vorbeikam, errötete sie heftig und begann zu zittern, lange nachdem die Wunde verheilt war und der Alltag sie in seinen wirren Trubel gerissen hatte.

Andere Männer waren in ihr Dasein getreten, Arbeit und Pflichterfüllung hatten ihre Tage bis zum Rande ausgefüllt. Später hatte sie sich verheiratet und war ihrem Gatten in eine entfernte Stadt gefolgt. Nie wieder hatte Hannes Walder ihren Weg gekreuzt. Unaufhaltsam rollte die Zeit weiter, Vergangenes begann zu verblassen, langsam zu entschwinden, bis —

Annemarie steht auf und geht zum Fenster. Sie ist durch all die Erinnerungen, die da so plötzlich und ungewollt vor sie hintreten und sie mit großen, sehnsüchtigen Augen, in denen sich ferne Jugend spiegelt, anschauen, seltsam erregt und aufgewühlt. Neckisch greift ein lenzfrohes Lüftchen in ihre ergrauenden Haare und streicht zärtlich über die weichen Frauenlippen. Draußen steht alles in Blüte und Duft. Das Licht in Annemaries Augen vertieft sich und bekommt einen träumerischen Glanz. Scheu fährt sie sich über die Stirn, vielleicht um letzte Zweifel zu bannen.

Warum soll sie nicht nachholen, was sie Hannes ein Leben lang schuldig blieb? Wer kann es ihr verargen, daß sie ein letztes Stückchen Frühling in das beginnende Alter zaubern möchte? Aus weiter, längst entschwundner Ferne kommen abgebrochene Worte, huscht es durch ihren Sinn wie eine halbvergessene Bitte:

„Es wäre so schön, deine geliebte Stimme zu hören ..."

Annemaries Gesicht ist mit einem Male in Sonne getaucht und von Freude überflutet. Sie muß Hannes heute noch aufrufen! Was er wohl denken mag? Vielleicht wird seine Stimme vor Ueberraschung und Glück zittern und er wird sagen:

„Annemarie, du! Wie herrlich, nach so langer Zeit etwas von dir zu hören. Du weißt ja nicht, wie ich mich nach dir gesehnt habe, die langen, einsamen Jahre hindurch ..."

Sie hat es plötzlich eilig. Mit jugendlicher Lebhaftigkeit setzt sie den Hut auf und zupft nervös ein paar widerspenstige Locken zurecht. Dann lächelt sie ihrem Spiegelbild befriedigt zu. Wie jung und froh sie heute aussieht. Mit leichten, elastischen Schritten verläßt sie die Wohnung, geht durch frühlingshelle Straßen, und ein heiteres Singen ist in ihr. An einer Ecke hält ein Junge Narzissen feil. Entzückt atmet Annemarie den Duft der weißen Sterne ein. Sie bedeuten ihr ein gutes Omen, sind es doch Hannes' Lieblingsblumen. Irgendwo im lichten Grün eines knospenden Lindenbaumes sitzt ein Buchfink und schmettert aus voller Kehle.

Hannes — Hannes — Hannes — übersetzt Annemarie und muß gleichzeitig auf die lauten Schläge ihres Herzens hören. Es ist eine Lüge, zu behaupten, erste Liebe sei vergänglich. Sie lebt, ist gar nie gestorben, sondern hat nur geschlafen und sich beschieden, weil es das Schicksal so gewollt hatte. Annemarie spürt mit jedem Pochen ihres Blutes, wie die Vergangenheit zurückkehrt, von ihr Besitz nimmt, wie ihre Liebe zu Hannes Auferstehung feiert. Ihn liebt sie, ihn allein, hat ihn all die Zeit hindurch geliebt, trotz Trennung und Verzicht.

Nun steht sie vor einer Telephonzelle. Mit zitternden, vor Aufregung kalten Händen kramt sie den Zettel aus der Tasche. Von einer sie plötzlich überfallenden Hemmung befreit sie sich, indem sie den Hörer von der Gabel nimmt und die Nummer wählt. Ein Summen springt auf und rüttelt an ihren Nerven.

Eine tiefe, ein wenig zärtliche Stimme löst sich aus dem Apparat, hüllt Annemarie ein und setzt sich ihr mitten ins Herz. Sie kann den Tränen nicht wehren. Erregung preßt ihre Kehle zusammen. Endlich hat sie sich gefaßt.

„Kann ich mit Hannes Walder sprechen?" Heiser geflüstert taumeln die Worte in den dunklen Trichter, aus dem ihr die Ungewißheit wie ein hämischer Geist entgegenglotzt. Eine Kälte, frostig wie das Grau eines trostlosen Nebeltages rinnt durch ihre Glieder und macht sie erbeben.

„Hannes Walder ist selbst am Apparat." Wieder diese Stimme, die noch das Letzte aufweckt, was so lange verschüttet lag. Annemarie läßt den Klang in sich eindringen, läßt sich von ihm forttragen über viele einsame Jahre hinweg. Langsam kommt Ruhe über sie. Nun muß sie wohl das Schweigen beenden, muß irgend etwas sagen —

Da tönt es von neuem in die Stille:

„Oder meinen Sie vielleicht meinen Vater?" Die Worte scheinen unterdrückte Seufzer in sich zu bergen, etwas Leidvolles, das in zögernden Schwingungen seinen Weg durch den Draht sucht und wie eine plötzliche Erkenntnis über Annemarie herfällt. Und während sie noch mit dem Verstehen ringt, klingt diese Stimme, die plötzlich jung, sehr jung und voll aufsteigender Tränen ist, noch ein letztes Mal zu ihr hin, leise zitternd wie ein verängstigter Vogel nach einem schrecklichen Gewitter:

„Vater ist vor sechs Monaten gestorben."

Leise knackend fällt der Hörer auf die Gabel. Vorbei! Zum zweiten Mal ein Abschied von Hannes, diesmal für alle Ewigkeit. Keiner wird ihr je wieder liebevoll einen Zettel mit einer Nummer in die Hand drücken und zärtlich bittend sagen: „Es wäre so schön, deine geliebte Stimme zu hören ..."

Ein ganzes Leben hat sie dieser Bitte widerstanden, hat sie absichtlich und unter vielen Tränen in die Tiefe des Vergessens verbannt, und nun, da ihr Herz nochmals zum Frühling erwacht und voll sehnsüchtiger Träume ist, ist es zu spät. Ein rauher, erbarmungsloser Windstoß des Lebens hat die Flamme ihrer zu spät erwachten Sehnsucht auf immer ausgelöscht und von allem Duft und aller Freude, die eben erst noch ihr Wesen bis in die Tiefen durchtränkt hatten, ist nur etwas übriggeblieben: Die Reue um etwas, das nie wieder gut zu machen ist.